

Neue Presse

Selbstbestimmung — Entsehr.

Ev. Kath. 9. 12. Ich bin gekommen, die Sünde zur Dube zu tun.

Gerade in diesen Tagen haben wir gleichzeitig gelesen vom dritten Altentat auf Wollstoll, vom Eisenbahntatentat bei Seife und anderen schlimmen Dingen. So verabschieden die Taten, einem sind sie alle gleich, sie zeigen uns, wie die Meinung vor dem Menschenleben geschwunden ist. Und jedes Menschenleben ist doch von Gott gewollt. Freche Zerstörung des Lebens ist Eingriff in Gottes Willen und fordert Vengeance. Aber ist die Tat nun gefällig mit der Strafe an den Täter? Und ist's genug, wenn wir uns entsehren? Ich denke, solche Vergangene sollten auch uns allen ein Vorwurf zur Selbstbestimmung sein, ob wir nicht auch mit Schuld tragen, wenn so etwas geschieht. Wie — wozu? Ja, wir, Weibchen wir uns, ob die einen vorziehen würden, so leicht zu ihrer Tat geangene wären, wenn sie nicht immer wieder überall die beschimpfenden Urteile, die Aufstellungen zur Gewalttat gehört hätten, die wir ja alle fast täglich in den letzten Jahren auch vernommen haben und durch die jede Meinung vor dem Leben der anderen befristet werden mußte? Und ob die Würder von Seife ihre Tat getan hätten, wenn ihnen nicht immer wieder ins Herz gebohrt wäre: jeder ist sich selbst der Richter — sich zu, wo du bist, was du tust, was du tust, die anderen an? Wer von uns hat nicht, selbst im Familienkreis vor Kinderbrüdern, solche Gedanken bemerkt oder unbedacht ausgesprochen? Und wer hat nicht durch solche Urteile über andere Menschen Altentate auf deren Ehre, die in a. u. f. auf ihre Wesen und Leben gemacht? Was aus solchen Zusammenhängen in den jungen Jahren erwacht, das wissen wir nicht. Das aber wissen wir alle: wir haben Gift gefast und darum sind wir alle schuldig. Wir stehen vor dem A u. f. a. g., vor dem Zelenst. Beide mahnen uns zur Selbstbestimmung und zur Dube. Kopf uns einen Satz mitnehmen: Heilig ist das Leben! Das Leben der anderen, dein eigenes Leben, dem alles Leben ist von Gott. Dube tun, heilig umfehren. Kopf uns umfehren: nicht Leben schädigen, sondern Leben fördern! P. S. V.

Welkaustellung 1930?

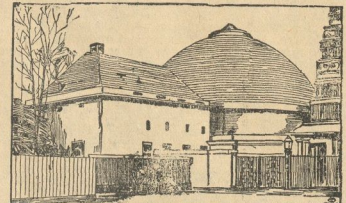
In den letzten Wochen hat ein Plan viel von sich reden machen, der die Abhaltung einer Gewerbestellung in einer großen deutschen Stadt zum Gegenstand hat. Der Deutsche Werkbund, in welchem eine Anzahl deutscher Qualitätsindustrien zusammengeschlossen ist, hat sich an eine Anzahl deutscher Städte gewandt (insbesondere an Berlin, Köln und Düsseldorf) und angeregt, im Jahre 1930 eine internationale Ausstellung abzuhalten, die in erster Linie dem Zweckem, der Wirtschaft, dem Kunstgewerbe und einer weiteren Reihe von Qualitätsindustrien gewandt sein soll. Der Oberbürgermeister von Berlin hat den Gedanken eifrig aufgegriffen und sich bemüht, vor einer eingehenden Beratung der wichtigen Frage mit den Spitzenvertretern der Wirtschaft für die Reichsregierung die Unterstützung der Idee zu sichern. Das zuständige Ministerium, das Reichsministerium des Innern — hat den Gedanken einer großen Gewerbestellung auf deutschem Boden grundsätzlich gebilligt, aber die Entscheidung über Zeit und Ort der Ausstellung zurückgestellt. Wenn auch Berlin als Ort

der geplanten Ausstellung in erster Linie in Betracht kommt, so wäre es doch vernünftig und gerecht gewesen, diese Sonderfrage auf einer gemeinsamen Sitzung aller in Betracht kommenden Städte zu besprechen, zumal auch andere deutsche Städte — z. B. Düsseldorf, Köln, Leipzig und Frankfurt a. M. — mit geeigneten baulichen Anlagen und mit einem leistungsfähigen Sinterland aufwarten können. Schließlich richtet sich nicht nur nach der Absicht, eine internationale Ausstellung zu veranstalten, also eine Gewerbestellung, an der auch das Ausland als Aussteller mitwirken wird. Große Ausstellungen pflegen, wie erst jüngst das Beispiel der 12. Weltausstellung in Brüssel gezeigt hat, nicht nur feine Leberhöhlen, sondern führenden Kreisen der deutschen Wirtschaft der Meinung, daß wir uns mit einer nationalen Ausstellung begnügen sollten, die ausschließlich für das deutsche Qualitätsgewerbe wirkt. Auch über den Termin Ausstellung haben sich Meinungsverschiedenheiten herausgestellt. Doch die Ausstellung in den nächsten Jahren, solange die noch immer herrschende Wirtschaftslage nicht ganz überwunden ist, eine Unmöglichkeit ist, wird von niemandem bezweifelt. Doch aber ist nicht der Jahr 1930 der geeignete Zeitpunkt, ist, ob nicht vielmehr schon das Jahr 1928 oder erst das Jahr 1931 besser geeignet ist, kann niemand heute sagen; darum erscheint die Festlegung der Ausstellung auf das Jahr 1930 als eine unangebrachte Unflexibilität, die lediglich darauf zurückzuführen ist, daß der Berliner Oberbürgermeister zunächst keine große, eine vollständige Aufgabe schaffen wollte. Dem Reichsministerium als derjenigen Stelle, die dem Reichstag die nicht unerheblichen Zuschüsse für die Ausstellung in einem Gesetz vorzulegen hat, fällt die Aufgabe zu, die gefassten Entschlüsse an dem Ausschuss der Reichsregierung und zu einem gemeinsamen Beschluß über Ort, Zeit und Charakter der Ausstellung zu bringen. Sonst würden wir das unerquicklichste Schauspiel erleben, daß sich die Stadtgemeinden, die wirtschaftlichen Verbände und die großen Berufsgemeinschaften um die Durchführung einer Ausstellung jenseits, das nur bei freudiger Zusammenarbeit aller dieser Stellen gelingen kann.

Das Planetarium.

Das erste Planetarium wurde mit Recht das „Wunder von Jena“ genannt, wurde es doch nach einer Idee des genialen Dr. Bausfeld konstruiert und in den ersten Augusttagen 1924 zum erstenmal auf dem Dach der Zeiss-Werke in Jena einem feierlichen Publikum vorgeführt. Jenseits hat Jena einen sehr schönen Zweckbau für das Planetarium erhalten und ebenso werden in verschiedenen anderen deutschen Großstädten Planetarien errichtet bzw. sind bereits ihrer Bestimmung übergeben worden, so u. a. in Wachen, Wachen, Dresden, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, Nürnberg und Stuttgart. Auch das Berliner Planetarium, dessen gewaltige Kuppel einen Durchmesser von 24,84 Meter besitzt, wird demnächst den wissbegierigen Massen zugänglich gemacht werden. Das Planetarium, das uns in seiner unendlich feinen technischen Durchführung mit den den meisten Väter geheimermaßen vorzuziehen im Himmelsgewölbe betanunden soll, erfüllt einen hohen ethischen Wert und dürfte darum nicht

zum wenigsten aus unerer Jugend als hervorragendes Lehrmittel dienen. Der genial erdachte Reaktionsapparat,



Das Berliner Planetarium ist jetzt fertiggestellt und soll im November eröffnet werden.

durch den dank einer größeren Anzahl kleinerer Projektionslichter und einer bis ins feinste arbeitenden Mechanik die zahllosen Himmelslichter auf die Projektionskuppel geworfen und in ihrer Stellung zur Erde und zueinander im Laufe der Jahre, der Jahrzehnte, ja der Jahrhunderte beweglich vorgeführt werden, ist ein Wunder für sich, dessen Bedeutung doch nur dem Schöpfer oder Ingenieur klar sein dürfte. Wir selbst müssen uns mit dem Effekt dieser harmonischen Projektion begnügen und können nicht den Apparat bewundern, der in etwa 50 Minuten den Ablauf unendlich komplizierter Veränderungen am fernen Himmel zeigt. Wir sehen dort dieser feineren Einrichtung am künstlichen Himmel des Planetariums den Ablauf eines Tages und einer Nacht anfangt wie in der Natur in 24 Stunden, in einer uns schon aus dem Film der bekannten „gerafften“ Bewegung innerhalb von 50 Minuten. In dieser kurzen Zeit beobachten wir Anfang, Wabel und Untergang der Gestirne, schauen die heimliche Bewegung der Sonne und des Mondes und der Wandelsterne und können sogar, nachdem wir unser Auge nach einiger Zeit für ganz schwache Lichtreize empfindlich gemacht haben, die in der Natur als Sterne leuchtend bezeichneten Himmelskörper betrachten. So laufen Jahre an uns vorbei. Wir können selbst über Handwerks von Jahren sich erstreckende Wanderungen der Planeten zur Sonne und zueinander, nicht weniger als 4000 Kilometer in der ihnen charakteristischen veränderlichen Lichtstärke strahlen über uns. Die bekannten Sternbilder sind leicht zu erkennen und zu verfolgen, und das Schweben feiner Sternreihen schauen wir selbst noch 17 mit bloßer Augen am wirtlichen Himmelsbild nicht mehr sichtbare ferne Welten, Sternenhaufen und Nebelwolke. Es ist zu wünschen, daß dieses wunderbare Instrument in noch recht vielen Städten des Reiches bekannt wird, denn schon der große Philosoph Kant sagte, daß es nichts Höheres und edleres gibt, als das unvergängliche Sternenzelt über uns zu bewundern, und vor allem unsere Jugend sollte sich viel mehr mit dem großen Weltentstandenen droben beschäftigen, um sich aus dem Materialismus unserer gegenwärtigen Zeit in Stunden der Bestimmung zu erheben.

Die Liebe des Geigerkönigs Radanyi

ROMAN VON J. SCHNEIDER-FOERSTL
HERBERGER CHITSCHÜTZ DURCH VERLAG Oskar MEISTER, WERDAU

(20. Fortsetzung.) (Manuskript vorlesen.)

„Möglich!“ sagte Haller mit aller Ruhe. „Aber sehr wahrscheinlich nicht. Denn heute morgen, während ich nicht zu Hause war, war sie da und hat den Stefan gefragt, wann du kommst und den Strauß von Hosen für dich zum Wilttomngau dagolesien. — er steht in deinem Zimmer.“

„Meister! — Meister! — Meister!“

„Um Gotteswillen, erdrück mich nicht!“ Haller wandte sich mit einem Schmerzenslaut unter Radanyis Unarmung. „Erlaub mir, daß ich im Erpeß von Hofstoll nach Wien, dann willst du aus lauter gekränkter Gütefertigkeit nicht hingehen, weil ein kleines Mädchen nicht nach Serenifimus gefragt hat, und nun machen ein paar Hosen dich überflüssig. — Solche Sachen soll du nicht einmal geliefert, als zu reich aus der Büchse kam!“

„Eiemer strahlte. „Wann wollen wir nach der Herrenstraße fahren?“

„Etwas vor acht Uhr!“

„Ich habe lo ein formliches Gefühl!“ gestand Radanyi. „Ich ließe am besten launig meine Füße mich trüger!“

„So laß doch!“ rief Haller vergnügt.

Über Eiemer blieb.

Als ihr Wagen vor dem Palais Warren hielt, strahlte bereits heller Glanz aus der Halle und den hohen Fenstern des ersten Stockwerkes. Auto und Equipagen kamen angefahren. Unter kostbaren Pelzen und Abendmanteletier und launige Alas und weiche, schmieglame Seide. Biel im Weißblau die Hüfte, leuchteten garnierte Raden und Schaltern von bauchbäumem Spitzgeriesel zum vordere. Namen schwinnten, begehrende und bewundernde Blicke glitten den Frauengestalten nach, die da wie Offen über die Treppe aufwärts hufschten. Kaum eine Uniform, die von dem Schwarz der Grade der Herrensoll abstach. Es war nicht mehr das Wien der Kaiserzeit. Nur ein und wenige zeigte sich an dieser oder jener Brust ein Ordens- oder Ehrenzeichen. Aber der Warrens Haus machte trotz allem die Talmgelächtheit der Empörungsmümmung halt. Für sie war in der Herrenstraße kein Raum. Mochte die alte Aristokratie und das Edelbürgertum zu Hause auch hungern und mit Apfelschalen als einzige Mahlzeit den Tag beschließen, das Schild der Ehre von allen denen, die heute Ost bei dem Warren waren, hätte rein und unbedrängt. So hatten die Radanyis Gefühl war bläß vor Erregung. Er neigte aufgeregt an den dunklen Lederhandschuhen. Wie lange war er nun nicht mehr hier gewesen. Wenn er die Augen schloß, glaubte er trotzdem, er käme eben erst herauf aus der Steppe und stiege mit der feinen Ede Wi die breite Treppe empor. Solch ungewisser Knabe war er damals gewesen, und nun gab es nichts mehr in gesellschaftlichen Leben, das ihm nicht geläufig war.

Semand rief seinen Namen und dann winkte ein kleines, lebendes Tüchlein vom obersten Stiegenabfahre. Er hobte sich die Weg empor und ließ sich von Eise Ballin fassen und von dem Dntel die Hände drücken. Er mußte versprechen, zum Mittag morgen in die Cottage zu kommen und seine Geige mitzubringen. Die Tante ich Eiemers suchenden Blick und konnte nicht entdecken, wonach er sahndete.

„Sieht du eines der kleinen Wienermädchen?“ forschte sie schelmisch.

Er fühlte, daß er rot wurde, und wandte den Kopf. Zwei Hände hielten ihn an den Schultern fest. „Herzlich willkommen, lieber Radanyi.“

Warren fand bereitwillig vor ihm, mit ein paar weißen Strichen in dem dunklen Vollbart. „Das heiße ich freundschaft, daß Sie gekommen sind. Die Ede Wi war schon in Sorge, Sie kämten etwa nicht eintreffen, oder der Erpreß entgleisen.“

„Ich bin überglücklich, Herr Graf, daß ich hier sein kann!“ Eiemer lachte über Warrens Kopf hinweg durch den Raum. Er konnte nichts finden. Immer waren es wieder andere Gesichter, die an ihm vorübergingen, als das, das er zu sehen begehrte. Neben seinem Dntel tauchte die implante Natur des Herrenreiters Gallern auf, der grüßend beide Hände streckte, als er Radanyi erblickte. Quer nach der rechten Ede, dicht neben einem der Mannvorfierer, welche die schwere Stultatur des Saales trugen, sah er Haller in angeregtem Gespräch mit einer jungen Dame, die ihm den Rücken wandte. Ein flimmernd, blonder Haarnoten lag über ihm im Raden. Weiße Spigen rieselten über den schlanken Körper. Man konnte den Anlaß der Schultern und des Radens nur ahnen, denn eben solche Spigen wieder oer-

wechten jeden indistrenten Blick. Eiemer blickte interessiert nach ihr hinüber. Waren die Töchter des Grafen Hirsberg schon so weit entwickelt? Sie hatten schon als Bardiße dieses wundervolle Obenmaß der Formen gezeigt. Aber er fühlte vergeblich zu erinern, ob sie blond oder braun gewesen waren. Jedenfalls hatten sie schon damals, wie in ihrer Art, eine erstklassige Schönheit zu werden versprochen. Es hatte doch keine andere Stadt des Kontinents so viele herrliche Mädchen und Frauen als Wien.

Nun sah er, wie Haller herrlich aufleuchte. Er schien sich außerst gut zu amüsieren. Dann trafen ihre Blicke auf einander. Der Meister schien die Dame auf ihn aufmerksam zu machen, denn sie wandte sich eifrig um.

„Das Blut sprang Radanyi in jähem Schuß zum Herzen, dann in die Wangen, bis tief an die Schläfen fühlte er es freilen.“

„Ewa Maria!“

„Reinade rüchschloslos gegen alles, was ihm im Wege stand, bahnnte er sich einen Weg hinüber zu ihr. Sie kam ihm einige Schritte entgegen mit einem verflärten Leuchten in den Augen.“

„Eiemer — Herr Radanyi,“ sagte sie verlegen.

Er lächelte ihr die Hände. Sie zitterten, als er sie fest umschloß. Er fühlte, sie mußte nun was Wiebe war. Ihre Wangen schienen in eine einzige, glühende Flut getaucht.

„Ich habe mich so unglücklich auf dich — auf Sie gefreut, Komtesse!“

Sie schob die Lippen übereinander, wie sie es schon als Kind immer getan hatte, was ihrem Gesichte so etwas rührend Stillföses gab.

„Sie sind so ganz anders geworden!“ — sagte sie und mußte ihn immerfort ansehen. „Das heißt, ich — ich hatte dich anders im Gedächtnis, Eiemer! Ich bring's nicht fertig, Herr Radanyi zu sagen, wie die anderen.“

„Es hängen ihr ein paar schwere Tropfen an den Wangen, die in die Schläfen rinnen fortwählig. Er fühlte nach ihrer Hand.“

„Es tut mir unendlich leid, Ewa Maria, daß ich — daß ich dich enttäuscht habe!“

„Enttäuscht?“ Sie verstand ihn nicht. „Ich kann gar nicht begreifen,“ sie blickte dabei errösend in sein mattweißes Gesicht, „daß ich vor drei Jahren noch auf deinen — auf Ihren Knien lag und — und dich mit tausend Knieberdingen quälte. Sieht würde ich das nicht mehr wagen. Ich bin ganz Ehrfurcht und Bewunderung.“ (Fortsetzung folgt.)

